

Umschau.

Hermann Iseke.

Daß derselbe Mann, von dem das komische Helbengedicht „Gottfried, der Student“ herrührt, die „Nachfolge Christi“ in Dreizehnlindentropfen übertragen und uns eine Legende der hl. Elisabeth von Thüringen im Versmaß Hartmanns von der Aue geschenkt hat, könnte auf den ersten Blick überraschen. Aber es ist doch so, daß wahrer Humor mit tiefem Ernste vereinigt ist, ja daß beim Humoristen Stunden überschäumenden Frohsinns mit Zeiten düsterer Stimmung wechseln. Humor setzt ja im Gegensatz zu Witz Gemüts tiefe voraus; wenn aber in diese Tiefe kein Eigenlicht leuchtet, auch kein Licht von außen stark genug ist hinabzudringen, kann es dunkel werden im Gemüt. — Den Wechsel von spielendem Humor und arbeitsamem Ernst läßt uns Georg H. Daub in seinem nicht ganz glücklichen Buche über Hermann Iseke¹ miterleben, während er das ständige Ringen zwischen Frohsinn und Trübsinn nur ahnen läßt (S. 111 233). Das rührt daher, daß Iseke selbst überaus selten seine trüben Stimmungen dem Papiere anvertraute, das Lebensbild Daubs aber sich so gut wie ausschließlich aus Isekés eigenen, zum Teil noch unveröffentlichten Briefen und Gedichten zusammensetzt.

Das ist ein Nachteil und ein Vorzug. Ein Nachteil, denn das Bild wird unvollkommen; es fehlen Schatten, wo das Fallen des Lichtes sie fordert. Ein Vorzug, denn so wird dem Leser eine reiche Auswahl des Besten aus Isekés Schriftstellerei zu mühelosem Genuße dargereicht. Ein Vorteil auch für Isekés Verse, die, mit fliegender Feder niedergeschrieben, weniger den Anspruch auf Kunstwert machen, als darauf, die liebenswürdige Aussprache eines reichbegabten, hochherzigen Menschen zu sein.

Das „moralische, akademische“ Epos „Gottfried, der Student“ wurde von Verehrern des Dichters mit der Jobflade verglichen, Iseke wurde Wilhelm Busch gleichgestellt, ja als einer der seltenen deutschen Humoristen erster Klasse bezeichnet. Jedenfalls sprudelt in den Dreizehnlindentropfen des Gottfried uredhter Studentenhumor. Nicht umsonst hat Isaak, das ist Isekés Studentennamen, sieben Universitäten Deutschlands besucht; nicht umsonst gehörte der hünenhaft gewachsene Eischfelder mit Leib und Seele dem Kartellverband der katholischen Studentenvereine Deutschlands an. Dieser Studentenhumor, bisweilen etwas burschiköser Art, begleitete auch den Kaplan und Pfarrer durchs ganze Leben; so manches Gelegenheitsgedicht, mancher Brief und Reisebericht lesen sich wie wohl-gelungene Stücke einer Bierzeitung.

¹ Hermann Iseke, sein Leben und seine Werke. Von Georg H. Daub. 8° (285 S.) Heiligenstadt 1920, F. W. Cordier. M 18.—

Aber an der Harmlosigkeit, dem herzlichen Wohlwollen dieser Schelmereien fühlt man die Wärme eines tiefen Gemütes. So war es im Grunde nicht so überraschend, als der dreiundzwanzigjährige Dr. iuris, der das Studium der Germanistik begonnen hatte, 1880 sich der Theologie zuwandte. Nach zweijährigen Studien zu Freiburg i. Br., Breslau und Münster fuhr er nach Eichsfeld „in den Kassen“, wo er „in das lange Gewand stieg, ehrwürdig, wohllehrwürdig und hochwürdig“ wurde. Der Kaplan und Pfarrer war unermüdlich in der Sorge für die Seelen, und besonders für die Kirchen und ihre Ausstattung. Er baute die Pfarrkirche um; legte ein Haus nieder, das der Kirche im Wege stand; ließ eine Wallfahrtskapelle, das Altschloß, fein malen. Unzählige gereimte Bettelbriefe flogen hinaus; er verkaufte Kalender, um das alte, schwarze Taufgerät, „das der Diakon Philippus bei der Taufe des Rämmerers gebraucht haben soll“, durch neues zu ersetzen; dann handelte er wieder mit Streichhölzern, um bunte Fenster einsetzen zu können; zwanzig Meerchaumpfeifen, die ihm liebe Andenken an Leibfische waren, ließ er versteigern, um seinen Kirchenbaufond zu stärken. Die Beschaffung von Paramenten für arme Kirchen seines geliebten Eichsfeldes sowie die Studienhilfe für Eichsfelder Knaben, die Priester- oder Missionsberuf ahnen ließen, war eine Angelegenheit, die auch den Militärpfarrer in der Ferne ständig in Anspruch nahm. Die meisten seiner Dichtungen sind unternommen, um Geld zum Wohltun zu schaffen; „Aus Eichsfelds Vorzeit“ für einen Kirchenbau in Mühlhausen in Th., die Übertragung der „Nachfolge Christi“, um „die Kosten zu decken für einen armen Pennäler“, die Legende von der hl. Elisabeth, für die Schwestern von Mariahilf in Hannover . . .

Das Verlangen nach größerer seelsorglicher Arbeit hatte Isele den Posten eines Militärpfarrers wählen lassen. Als solcher machte er freiwillig die Unternehmung nach China und Südwestafrika mit. Hier in Südwest ereilte ihn am 14. Januar 1907 der Tod; geschwächt durch seine rastlose Seelsorgsarbeit fiel er der Malaria zum Opfer. Ein Sandhügel, von großen Steinen umsäumt, von einem Holzkreuz überragt, war sein Grab.

Doch schon im Juni wurden die Überreste nach seinem Heimatdorfe Holungen im Eichsfeld überführt und dort unter großer Teilnahme beisetzt. Man feierte ja in ihm den Sänger des Eichsfelds. Eine wahrhaft rührende, tatkräftige Liebe zur Heimat hatte Isele sein Leben lang beseelt. In manchem Lied hatte er das Eichsfeld besungen, das grüne Land zwischen Harz und Thüringer Wald mit seinen „Tälern, Hüggelketten und schmucken Stiebelstätten“, wo „Nord und Süd sich vermählt“; manche Romanze erzählt von „Eichsfelds Vorzeit“. Und was köstlicher ist: selbstlos hatte Isele gearbeitet und gegeist, um Eichsfelder Kirchen zu schmücken und Eichsfelder Jungen voranzuhelfen. — Dafür wurde ihm auch der Dank aller, die im Eichsfeld geboren sind oder dort eine zweite Heimat gefunden haben. Gerade Daubs Buch ist ein Beweis dafür, welch überschwengliche Begeisterung für Isele aus der Liebe zum Eichsfeld entsprungen ist.

Der Verfasser spricht auch von dem Plane, eine ganze Sammlung „Eichsfeldischer Charakterköpfe“ herauszugeben (S. VII), muß aber selbst in der Anmerkung

S. 142 auf die Gründe hinweisen, die auf unabsehbare Zeit dem Schriftsteller „Selbstbeschränkung“ auferlegen.

Jedermann wird indes dem Verfasser Dank wissen für sein edles Vorhaben, die deutsche Seele „an großen Vorbildern aufzurichten“. Als ich diesen Lebenslauf Isesles las, mußte ich oft leise vor mich hinlachen, und oft machte religiöse Ergriffenheit mir das Herz warm.

Sigmund Stang S. J.

Dada.

Unter den vielen Seltsamkeiten unseres Zeitalters ist der Dadaismus eine der seltsamsten. Gewöhnlich verbindet der blöde und schwerfällige Bourgeois mit diesem Begriff die Vorstellung einer besonders lächerlichen Literatur- und Kunstschulle, ohne im übrigen Genaueres zu wissen. So geziemt es sich, daß wir auch über diese Erscheinung unserer Kultur Klarheit schaffen und uns von dem Umstand nicht abschrecken lassen, daß es sich um eine Sumpfpflanze handelt, die nur in Fäulnis und Moder gedeiht. Auch sie gehört ins Bild unserer Zeit.

Mit erfrischender Klarheit hat uns Richard Huelsenbeck, einer der Begründer des Dadaismus, über Wesen und Sinn der neuen Bewegung aufgeklärt¹. Es ist zu verwundern, daß ein Dadaist so ganz undadaistisch zu uns sprechen kann, daß er, um im Bilderkreis der Dadaisten zu bleiben, eine wirkliche und wahrhaftige Laute zur Hand nimmt und menschlich verständliche Melodien zupft und uns nicht auf einem Holzbrett mit darübergespannten Hanschnüren ein „bruttißches“ Konzert vorspielt.

Der Dadaismus ist nun vier Jahre alt. In einer finstern kleinen Gasse Zürichs haben ein Er und eine Sie 1916 das Kabarett Voltaire gegründet. Dieses Kabarett Voltaire nun ist die Wiege des jungen Geschöpfes geworden, der Sammelpunkt von Ästhetern, „die der Krieg über die Grenzen ihres Vaterlandes geworfen hatte“. Dort auch wurden „die Fegen und Eindrücke der verschiedenen Länder zum Gegenstand neuer heftiger Diskussionen gemacht“. Durch einen Zufall — glücklicher Zufall! — wurde das Wort Dada entdeckt, womit alles bezeichnet wurde, was im Kabarett Voltaire an Experimenten vorgeführt wurde. Es erschien auch eine Publikation „Das Kabarett Voltaire“. Bald zerstreuten sich die Begründer des Dadaismus in alle Windrichtungen und wurden in ihren Ländern Dada-Apostel, so Huelsenbeck in Berlin, wo er auf Veranlassung seiner Freunde in einem ersten dadaistischen Manifest sich gegen den Expressionismus wandte. Diese Kunstrichtung sei auf halbem Wege stehen geblieben, sie bedeute mit ihrem Ruf nach Verinnerlichung und nach der Mystik der gotischen Dome ein Zurückweichen und Fliehen vor der harten Kantigkeit der Dinge, sie sei in Deutschland nach beliebter Manier bereits eine fette Idylle und Erwartung guter Pension geworden und ersehne schon ihre literatur- und kunsthistorische Würdigung und ehrenvolle Bürgeranerkennung.

Am 12. April 1918 — weltgeschichtliches Datum! — wurde in Deutschland der erste große Propagandaabend in der Berliner Sezession veranstaltet. Die Menschen sollten auf ein neues primitives Leben hingewiesen werden, „wo der In-

¹ Die Neue Rundschau, August 1920.